



Pfarrer Dr. Wolfgang Gerlach (Essen)

Predigt vom Sonntag, dem 15. Juli 2018

Zum Wundern

Und da er wieder fortging aus der Gegend von Tyrus, kam er durch Sidon in das Gebiet der Zehn Städte. Und sie brachten zu ihm einen, der taub und stumm war, und sie baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte. Und er nahm ihn von dem Volk besonders und legte ihm die Finger in die Ohren und berührte mit Speichel seine Zunge und sah auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: Hephata! Das ist: Tu dich auf!’ Und alsbald taten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und er redete recht. Und er gebot ihnen, sie sollten’s niemand sagen. Je mehr er aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Und sie wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hören und die Sprachlosen reden.

Markus 7, 31-37

I.

Liebe Gemeinde an der Fraumünsterkirche!

Nein, ein Magier war er nicht, der die Leute hinters Licht führt, kein Zauberer, der sich auf Tricks versteht. Vielmehr ein Mensch wie wir, womöglich ein bisschen mehr Mensch als wir. Ein Mensch, wie der Schöpfer ihn ursprünglich gemeint hatte bei der Erschaffung der Erde? Einer, der zuhört und heilt, ein Menschenfreund, dessen Wort ins Schwarze trifft?

Weiß der Himmel, woher die Leute da im vorwiegend heidnischen Ausland von der therapeutischen Kunst des Rabbis Kunde hatten! Ließ der Evangelist Markus sich vielleicht leiten von der Vision Jesajas, dem Propheten des 8. Jahrhunderts, der davon träumt, wie einst die Völker zum Zion kommen werden? So hörten wir es grad in der Lesung: „Blinden werden die Augen aufgetan, und die Zunge der Verstummenen wird frohlocken“? (Jes 35, 5f.) Wird Jesus hier bereits zum Vorboten des Mes-

sianischen Friedensreiches bestellt, in dem auch Nichtjuden Platz finden? Fragen über Fragen.

Und über die Ursache für die Sprachlosigkeit dieses Menschen, der da dem Wanderprediger Jesus vor die Füße gelegt wird, erfahren wir auch nichts. Will er nicht reden, weil ihn niemand hören will? Sprachstörung von Geburt an doch wohl kaum? Oder verstummt durch eine seelische Erschütterung? Die Ehefrau verloren oder ein Kind gestorben?

Ich denke an Hanns-Josef Ortheils Roman „Die Erfindung des Lebens“. Darin erzählt er zu großen Teilen sein eigenes Leben nach. Seine Mutter war (wie im Roman) vor seelischer Erschütterung verstummt, nachdem der Krieg 4 Söhne vernichtet hatte. Auch Ortheil tat es in den ersten sieben Jahren seines Lebens der Mutter gleich: Er blieb stumm. Als Kind beschützt und begleitet er die sprachlose Mutter überall hin. Seine „Muttersprache“ bleibt tonlos. Er lernt lesen und schreiben, wie die Mutter, die liest und schreibt. Dem Vater teilt sie das Nötige auf Zetteln mit. Mit vier Jahren beginnt er leidenschaftlich Klavier zu spielen. Um den Siebenjährigen vor der Sonderschule zu bewahren, löst und erlöst der Vater den Sohn aus dem Kerker der mütterlichen Verstummung. Das Stadtkind erlebt nun auf dem großelterlichen Bauernhof die Vielfalt des natürlichen Lebens. Vom Vater behutsam, aber bestimmt angeleitet, findet das Kind zur Sprache, zuerst durch Ausfüllen vieler Hefte mit Bildern und Wörtern, bis sich erstmalig die Sprache verlautbart: „Gebt mal her!“ waren seine ersten Wörter. Und auch die Mutter findet bei langjähriger, geduldiger Hilfe des Vaters durch die Musik des Sohnes zurück in die Sprache.

Das Klavierspiel des Jungen im klösterlichen Internat gewinnt Konzertreife. Aber bald nach dem Abitur macht eine Sehnenscheidenentzündung die in Rom begonnene Pianistenkarriere zunichte. Rettete der Vater den Jungen aus seiner Stummheit in die Sprache der Musik, so wird nun der Musiklehrer für den Jüngling zum Retter in die Sprache des Schriftstellers. Er rät ihm zur literarischen Verwertung seiner inzwischen auf über hundert angewachsenen Kladden. Der heute 67-Jährige hat bedeutende Preise für seine in über 20 Sprachen übersetzten Werke erhalten. Poetik-Dozentur und diverse Gastprofessuren für Kreatives Schreiben haben sein Leben und das Leben anderer reich gemacht.

II.

Liebe Gemeinde!

Ich verstehe die Heilungsgeschichten im Neuen Testament als Einladung zur Nachfolge Jesu. Auch unsere Worte, im richtigen Moment gesprochen, können Wunder wirken, manchmal erst nach Jahren einer Begegnung, eines Briefes, eines Wortes.

Bei manchem Wort verhält es sich wie mit Samen, die eine Keimruhe brauchen, ehe sie aufgehen und Blüten treiben.

So stelle ich es mir auch bei dieser Markuserzählung vor:

Ich sehe die beiden weggehen, wie sie einen Weg gemeinsam zurücklegen – der Kranke und der Therapeut. Denn „Therapeut“ – das bedeutet ursprünglich „Gefährte“, der freundliche Begleiter. Ohne Kenntnis dieser Wortbedeutung habe ich früher hin und wieder seelsorgerliche Gespräche bei einem Spaziergang geführt. Wenn zwei einen Weg „machen“, kommt etwas in Bewegung. Manchmal verläßt die Seele ihre verborgenen Kammern und Schutzräume bereitwilliger unter freiem Himmel – dort, wo Luft zum Atmen ist. Da formen Erinnerungen sich zu Bildern und Worten. Seitdem verstehe ich jene biblische Wendung besser, wenn es in dramatischen Momenten zwischen zwei Menschen heißen kann: „... und sie gingen miteinander“. Sie gehen, machen ab und zu Halt, schauen einander an. Reden fällt schwer. Mal tut Schweigen wohl und manchmal auch weh.

Wie drastisch der Evangelist das beschreibt: Er lässt den Therapeuten an die Arbeit gehen. Statt erbetener Handauflegung legt der Heiler wahrlich „den Finger in die Wunden“. Körperliches berührt Körper – entgegen heutiger Praxis, wo ärztlicher Finger, statt des Patienten Haut, den Bildschirm des Computers berührt, den touch-screen! Behutsam nähert sich (in unserer Geschichte) der kundige Seelsorger dem Ohr und der Zunge des Verstummten. Jesu Tastsinn sucht und besucht die Organe, die Sprache ermöglichen:

Wo Worte hörend empfangen und sprechend gegeben werden. Das alles braucht Zeit und einen langen Atem, bis es zur Berührung kommt. Hier erzeugt der fremde Speichel keinen Ekel. Ist er doch nichts anderes als das Bild für den Saft des Wortes, also für eine „saftige Sprache“. Der Meister des Wortes gibt Saft von seiner Zunge ab – wie unter Liebenden beim Kuss. Markus erinnert uns unaufdringlich, dass Zunge und Sprache dasselbe bedeuten.

Solche Körperlichkeit verbindet der Heiler mit einem einzigen, herausgeseufzten Wort an den Patienten, mit Blick zum Himmlischen. Denn Heilung geschieht hier im Dreieck von Himmel, Arzt und Patient. Und dabei legt Markus dem Rabbi seine aramäische Muttersprache auf die Zunge: „Hephata!“ Tu dich auf! „Und alsbald“, nicht gleich, irgendwann später, vielleicht nach weiteren gemeinsamen Wegen, beginnen neue Lebensgeister zu erwachen. Es öffnen sich die Höhlen des Gesichts, Ohr und Mund.

Und weil der Rabbi schon ahnte, dass solch gelungene Heilung als außerordentliche Wundertat sich ausbreitet wie ein Lauffeuer, „verdonnerte“ er sie zum Stillschweigen. Jedem Verbot aber ist der Reiz beigemischt, es zu übertreten. So geben die

Voyeure es aus als Wunder, das alles Menschenmögliche übersteigt. Deshalb „gebot“ Jesus den Leuten, die von der Heilung des Verstummten gehört hatten, sie sollten es niemandem sagen. Denn er wusste wohl: Gerüchte entstelen die Wirklichkeit und schaffen Deutung statt Nachricht.

Von Wunder aber kann nur der unmittelbar Betroffene sprechen. Außenstehenden oder Zuhörern steht das nicht zu. Reicht doch ihre Freude darüber, einen Kranken zur richtigen Adresse gebracht zu haben. Allein der Geheilte darf von Wunder reden, vom Wunder der geheilten Wunde, vom Wunder der Rettung aus dem Gefängnis der Verstummung.

Vom „Wunder der Rettung“ der Thailändischen Fußball-Jugendmannschaft aus der überfluteten Tham-Luang-Höhle hören und lesen wir durch alle Medien in diesen Tagen. Retter und Gerettete werden ihr Leben lang diese Erfahrung von der schier aussichtslosen Lage nicht vergessen. Sie selbst deuten ihre Rettung vom Tod zum Leben als Gottes Erhörung ihrer Gebete. Das wird ihr weiteres Leben und das ihrer Angehörigen zutiefst verändern. Und es wird Danklieder auslösen, die uns als Zuschauer bestenfalls bewegen, die wir aber bald schon vergessen werden. Denn die globalisierte Welt sorgt für den täglichen Wechsel von Katastrophe und Wunder. Nur die Geretteten bleiben von Todesangst Gezeichnete.

Wir als Leser oder Hörer dieser Geschichte können uns wiedererkennen in drei verschiedenen Rollen: Bin ich der Gesunde, der Kranke transportiert zu dem, der zu heilen weiß? Bin ich der Kranke, der in Verstummung eingeschlossen ist? Oder bin ich der, der die Gabe hat, sich für Hilfsbedürftige Zeit zu nehmen und mit ihnen ein Stück Weges zu gehen?

Der Evangelist Markus bricht seine Geschichte ab, begnügt sich mit dem winzigen Ausschnitt eines Menschenlebens. Nach meiner Lektüre von Hanns Josef Ortheils Roman „Erfindung des Lebens“ würde ich schon gerne von Markus hören, was aus dem Sprachlosen geworden ist, als sich seine Zunge zum Sprechen gelöst hatte. Ein Pianist? Ein Schriftsteller? Ein Arzt, der weitergibt, was ihm selber zuteil geworden war? Oder ein Sänger, der Lob- und Danklieder trällerte, wie bei Jesaja steht und von Johannes Brahms im „Deutschen Requiem“ vertont ist:

„Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen“ (Jes 35,10). Amen.